

Weltwochenschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 34

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jüngste damals zweijährig. Die drei Ältesten in Stellen im Welschland. Eben diese drei hatte sie besucht. Das waren drei schöne Tage für sie. Erst traf sie sich mit den zwei Töchtern, die Urlaub bekommen, im Städtchen am See. Dann holte der Sechzehnjährige mit dem Fuhrwerk des Meisters sie ab ins Dorf, wo er sein Bauern-Welschlandjahr verbringt bei strenger Arbeit, über die er sich aber nicht beklagt, weil er weiß, daß das im Heuet so sein muß. Mit leuchtenden Augen sprach sie auch von den beiden Töchtern, wie die Siebzehnjährige den Haushalt zweier Lehrerinnen ganz selbständig führe mit Kochen, Waschen und Plätten. Daheim warten die drei andern Kinder, die sich in ihrer Abwesenheit selbst beholfen, mit Sehnsucht und Spannung auf ihre Rückkehr. Wie langsam doch der Schnellzug fährt: Hat sie doch von Bern aus noch eine Stunde zu fahren bis heim. Schon ab Freiburg nahm sie den Koffer und die Schachtel mit den Geschenken für die Kleinen zu sich und rutschte unruhig auf der Sitzbank herum. Mir war, als säße das Mutterglück in schönster Verkörperung neben mir. Und doch war es nur eine arme Witwe mit abgewerkten Händen.

Auf Schritt und Tritt sind mir im Waadtland und in Genf die sprachbesessenen jungen Berner und Bernerinnen, gelegentlich auch Ostschweizer begegnet. In ganzen Zügeln kamen sie daher, die Pensionsmutter hinten nach; oder ich traf sie dienend auf dem Bauernhof, im Restaurant, im Hotel. Welschlandgänger? Unwürdige Umkehrung des Verhältnisses von damals, als Claude Rochat den Berner Bär in seine Hausmauer setzte und als die Bauern und Uhrmacher des Jougtales dem bailli de Romainmôtier die Gefälle brachten? Ich glaube nein! Wir Deutschschweizer müssen entgegenkommen, müssen unseren welschen Brüdern die Hand reichen. Wir müssen sie mit unserem Verhalten zu überzeugen suchen — der Herr Kollege aus Lausanne, mit dessen liebenswürdiger Familie wir drei Wochen lang Zimmer an Zimmer wohnen durften, möge mir die zarte Anspielung an unsere politischen Tischgespräche verzeihen — wir müssen die Waadtländer zu überzeugen suchen, daß ihr politisches Ideal nicht ein forscher kantonaler Nationalismus sein darf, sondern daß sie, wie wir alle, hineinwachsen müssen in die Gemeinschaft gleichberechtigter Glieder einer in sich geschlossenen Eidgenossenschaft, in der es nur eine *suprema lex* gibt: den Dienst am schweizerischen Vaterland.

* * *

Ich schreibe den Schluß dieses Briefes daheim am altvertrauten Schreibtisch. Gustav ist eben aus dem Jungschützenkurs zurückgekehrt und hat mir gezeigt, wie man das Gewehr auseinandernimmt. Noch einmal schweift meine Erinnerung hinauf in die *pâturages* und *forêts* ob Haut-des-Prés. Droben am Waldrand um das lodernde Augustfeuer standen wir, Waadtländer, Zuger, Berner, und sangen einträchtiglich Vaterlandslieder in deutscher und in welscher Sprache. Es war schön! H. B.

Weltwochenschau

Der Ball geht weiter

Professor Laur, der nicht mehr Professor, „nur noch“ schweizerischer Bauernsekretär heißt, hat ihn aufgefangen. Gleich wie der Bauernpartei, ist auch ihm die Unklarheit gewisser Punkte in der freisinnigen Frageferie aufgefallen. Und so wie die Bauernpartei die Gelegenheit benützte, um den Gegnern des schweizerischen Bauernverbandes eins auszuweisen und Klage zu führen gegen die Altaken, denen er im letzten Jahre ausgesetzt gewesen, greift auch der greise Kämpfer von Brugg das Thema auf. Sein Artikel ist viel besprochen worden. Die Anhänger des „unbedingten Liberalismus“ werden nervös. Was will Herr Laur?

Er hat als Bürgerlicher gesprochen, dem die natürliche Lösung der wirtschaftlichen und politischen Krise soviel bedeutet wie die Ueberwindung des Sozialismus und Kommunismus. Unausgesprochen gibt er dabei zu, daß nicht die zwei Linksströmungen „die Krise“ seien. Sondern: In der wirtschaftlichen

Struktur und ihren Fehlleistungen liegt's, daß diese Strömungen entstanden, Strömungen, welche ganz einfach die Fehlleistungen beheben möchten. „Sozialismus und Kommunismus“ müssen überwunden werden, jawohl, aber nicht „durch den Liberalismus“, der sie ja gerade heraufbeschworen, dank seiner Fehler. Die Befreier von der Gefahr, das sind . . . „die Verbände“. In seinem Artikel steht's ausgesprochen: Landwirtschaftliche Verbände, Gewerkschaften, Konsumgenossenschaften! Alle drei zusammen. Ihre Formen sind es, die als natürliche Gegenwehr der wirtschaftlich Schwachen in Erscheinung traten, als der Liberalismus entgleiste.

Nun haben die „Verbände“ auf der Linken das Wort. Prof. Laur erleichtert den Sozialdemokraten, ihr Schweigen auf den freisinnigen Fragebogen zu verlängern. Oder höflich zu fragen, warum der alte Freisinn sich schematisch an die alten Parteien, und absichtlich nicht an die neuentstandene „Labour-party“ ohne diese Namen, an die Richtliniengruppe, gewandt habe. Oder sie können den Ball, den Laur geworfen, geschickt so werfen, daß sie im Namen der Richtlinien reden und in einer Sprache antworten, die ihnen Dr. Laur und den Bauernverband nachträglich zu Verbündeten macht.

Die Bauern der alten Richtung haben bekanntlich zu den „Richtlinien“ Nein gesagt. Jetzt haben die „Richtlinien“-Leute Gelegenheit zu einem Ja von weittragender Bedeutung. Wir wissen längst, daß die „Synthese zwischen Liberalismus und Organisation“ die Quadratur des Kreises bedeutet, die zu finden wäre. Wenn die Richtlinienleute, (für den Fall der Antwort an den Freisinn, also die Sozialisten und Jungbauern), die Brücke, die ihnen Dr. Laur gebaut, und wenn sie sie benützen, dann geht der Ball richtig weiter, das heißt, wenn sie aussprechen, daß der Einbau der Organisationen die notwendige Korrektur unserer ewig schwankenden Wirtschaft bedeute, dann dürfte dies das Wort sein, das uns weiter führt.

Aber wohin, und ob sie den Ball richtig fangen?

Japanisch-chinesischer Krieg

Auf zwei Schauplätzen ist der Krieg, dem keine Kriegserklärung vorangegangen, ausgebrochen: Bei *Schanghai* und bei *Peking-Tientsin*. Zur Entstehung der neumodischen Form, Kriege zu beginnen, ohne die fast uralten Regeln der Ankündigung zu beachten, ist zu sagen, daß eine psychologische Ursache vorliegt: Der eine Gegner hält den andern für minderwertig, sozusagen nicht für satisfaktionsfähig und nimmt an, ihm gegenüber seien gewisse Regeln nicht gültig. In der europäischen Welt könnten ähnliche Ueberraschungen blühen, falls eine Macht sich berufen fühlen sollte, in andern Ländern „Ordnung zu schaffen“. Etwa, um einen angeblichen Kommunismus zu bekämpfen, der gar nicht vorhanden ist. „Kriegserklärungen“ setzen gleichberechtigte Partner voraus. Japan behandelt China nach dem Siege um die Jahrhundertwende grundsätzlich so, wie ein Prügelmeister den Sträfling behandelt. „Strafexpeditionen“, so werden Angriffe gegen chinesische Korps genannt, die sich gegen japanische Uebergriffe gewehrt. „In Ostasien Ruhe und Frieden schaffen“, das ist der Ausdruck für die geplante Unterwerfung Nordchinas, die Zerstörung des alten Gesamtreiches, die Aufrichtung der japanischen Führung über den großen Kontinent. „Mangelndes chinesisches Verständnis“ nennt man in Tokio die Widerstände Nankings gegen das Aufgefressenwerden. „Gemeinsame Bekämpfung des Kommunismus“ ist die Formel für die Durchsetzung ganzer Landschaften mit japanischen Militär, zur Unterdrückung aller chinesischen Modernisierungsbestrebungen. Eine wahre Musterkarte von politischen Gemeinheiten liegt vor, und wenn die Chinesen endlich genug haben, so muß es alle Welt begreifen.

Bei *Schanghai* haben die Chinesen angegriffen, um den japanischen Teil der internationalen Konzession an sich zu reißen. Sie können auch hier behaupten, daß ihr Angriff mit Recht erfolgt sei. Eine ganze japanische Flotte fuhr in den Schanghaier Hafen ein, lud Truppen und Material aus und errichtete einen Flugplatz, verbreitete unter den Massen der an-

grenzenden Quartiere eine fürchterliche Panik und verlangte zudem, die chinesischen Polizeitruppen hätten sich in weitem Umkreis zurückziehen, damit „ein Zusammenstoß vermieden werde“. Die Nankinger Regierung ließ den Lauf des Jangtsekiang für die Schifffahrt sperren. Die japanischen Flußflotillen, die noch vor wenigen Tagen bis nach Hankau hinauf gezogen, um die Landsleute heimzuschaffen, werden nicht mehr fahren. Nicht abgesperrt aber ist die Luft. Und offen liegt der ganze viele hundert Kilometer lange Strand zwischen Schanghai und der Jangtse-Mündung, wo nun die japanischen Verstärkungen erwartet werden.

Die chinesischen Angriffstruppen scheinen modern bewaffnet zu sein und vor allem auch Flugzeuge zu besitzen. Wieviel Maschinen da sind, und wer sie führt, ob viele Amerikaner oder Russen unter den Piloten sind, wird sich in den nächsten Wochen weisen. Jedenfalls sind auch Chinesen dabei. Das hat der unglückliche Bombenwerfer bewiesen, der mitten über dem volkreichsten Platz der internationalen Konzeption operierte, mit dem Effekt, daß zwei einzige Bomben 575 Tote und die doppelte Zahl von Verwundeten „erzielten“.

Die Kämpfe toben seit Mitte August mit unerhörter Heftigkeit. Nach chinesischen Nachrichten nahmen am vergangenen Sonntag die Angreifer das japanische Hauptquartier und drängen der Gegend des gefährlichen Flugplatzes zu, den die an Zahl noch geringen Landungstruppen mit Hilfe der nahen Kriegsslotte verteidigen. Es scheint, die chinesische Leitung arbeite nach wohlvorberitetem Plan. Sie hatte die japanische Attacke von Schanghai aus erwartet. Nichts liegt ja für die Japaner näher, als Nanking selbst anzugreifen, falls es die Aktionen im Norden nicht als stummer Zuschauer dulden will. Ein motorisiertes Landungskorps bei Schanghai kann allenfalls in zwei Tagen die Hauptstadt erreichen: Nanking liegt von der Küste nicht viel weiter ab als Romanshorn von Genf. Tritt ihnen niemand entgegen, so legen die Autokolonnen die Strecke in kürzester Zeit zurück. Vermutlich haben die modernen chinesischen Offiziere in ihrer Akademie gerade das Problem der japanischen Landung und der Verhinderung eines Aufmarsches größerer feindlicher Massen studiert. Die furchtbare Lage von 1932 wiederholen sich also unter veränderten Aspekten. Nicht mehr die berühmte „19. Armee“ von damals, die auf eigene Faust bei Tschapei aushielt und sich von der japanischen Fliegerei zusammenbombardieren ließ, steht nun da. Die Japaner führen nicht mehr wie damals ihre einseitigen Fliegeraktionen aus. Vielleicht waren sie überrascht, als ihnen so zahlreiche chinesische Apparate entgegenschlugen. Die Absendung rasch aufgebotener Fliegerdetachements von Tokio aus könne darauf hinweisen.

Vor den mörderischen Kämpfen bei Schanghai treten die Aktionen im Norden momentan zurück. Die Chinesen halten die Pässe hinter Hankau, in verhältnismäßig geringer Entfernung nordöstlich von Peking. Von diesen Pässen aus gedanken sie die Japaner im Norden zu packen, sobald zwei Kolonnen aus dem Süden die Japaner frontal angreifen. Kein Wunder, daß die Japaner versuchen, dieses Einfallstor in ihrem Rücken zu nehmen. Ueber die Zahl der anmarschierenden chinesischen Truppen weiß man nichts Genaues, und ein Plan ist nicht sichtbar. Vielleicht wird die Entscheidung um Peking verlagert, bis die über Schanghai-Nanking gefallen. Auch von japanischer Seite.

Ueber tausend Kilometer liegen zwischen Schanghai und Hankau. Unendliche Flächen, dicht besiedelt, liegen dazwischen. Ob den Japanern nicht hange wird vor den Folgen der Peinigung dieser riesigen Menschenmassen, die man aus jahrhundertlangem Schlaf weckt und mit allen Mitteln zwingt, sich der modernen Verteidigungsmittel zu bedienen? Vielleicht unterliegt das Heer Tschiang Kai Shecks noch einmal . . . aber was heißt das! China ist trotzdem „die Großmacht von morgen“, und Japan wird doch zuerst von allen andern Völkern Chinas Aufstiege bezahlen.

—an—

Kleine Umschau

Ich glaube wir haben doch etwas zu viel aufgetrumpft mit unseren Hitzegraden. 33—34 Grade waren schon in aller Leute Mund und einzelne brachten es sogar noch um einige Grade höher, obwohl sie nie damit herausrückten, wo und mit was sie diese Rekordtemperaturen gemessen hatten. Und da bekamen wir nun natürlich ein Wochenende mit Regengüssen, Abkühlung und sonstigen Schikanen. Die leichtesten Hochsommermodeleidchen wanderten über den Sonntag wieder in den Kasten und dafür hielt die Herbstmode ihren Einzug in Bärn. Und auch die Thunstraße sieht so aus als ob wir nicht noch Hundstage hätten, sondern schon Allerseelen. Am Asphalt flattern unbedingt schon mehr dürre Blätter herum, als auf den Bäumen noch grüne die Landschaft schmücken.

Aber heutzutage ist ja doch „Tempo“ Trumpf und sogar nicht nur beim Klima, sondern auch schon beim Großmutterwerden. In einem ungarischen Dorfe ist jetzt eine noch nicht ganz dreißigjährige Großmama stolz auf ihre Leistungen. Sie selbst, sowie ihre älteste Tochter waren so gut entwickelt, daß sie beide schon im Alter von 14 Jahren die außertourliche Eheberlaubnis erhielten. Und beide schenkten im ersten Ehejahre einem kräftigen Töchterlein das Leben, und so hofft die junge Großmama in ihrem 44. Lebensjahre Urgroßmutter zu werden. Und das ist immerhin auch ein Rekord. Allerdings wie weit sie es dann noch in der Ahnenreihe bringen will, darüber spricht sie sich derzeit noch nicht aus.

Und auch das „Lochneßungeheuer“ hat sich jetzt am Hundstagsende noch blicken lassen. Es streckte vor etwa 200 Zuschauern seine überdimensionierten Höcker aus dem See, verschwand aber sofort wieder, als es die vielen am Ufer parkierten Autos bemerkte. Und es ist ja auch weiter kein Wunder, wenn ein vorfinstürliches Tier mit der modernen Technik nicht in Berührung kommen will. Hundstagsungeheuer haben wir z' Bärn zwar noch keines, aber dafür haben wir jetzt die automatischen Verkehrspolizistenvierlinge am Bärenplatz in Betrieb genommen. Wie die Dinger eigentlich funktionieren, das weiß ich nicht, mir gehen die 12 verschiedenen Lichter an sich vollkommen. Ich scheine aber nicht der einzige zu sein, der verkehrstechnisch nicht ganz auf der Höhe ist, denn ich habe an Ort und Stelle schon die verschiedensten Erklärungen gehört. Die glaubwürdigste war noch die, daß man, — natürlich immer zwischen den gelben Streifen, — hinübergleiten soll, wenn zwei Lichter auf rot und zwei auf gelb stehen, ein Fall, der ja ziemlich häufig eintritt. Aber, da in dem berühmten Bierdeck zwischen den vier Automaten seit ihrem Bestehen noch kein Malheur passiert ist, so ist unbedingt der Beweis erbracht, daß z' Bärn sowohl Autler wie Fußgänger auch die automatische Obrigkeit respektieren. Und wenn's so bleibt, dann ist: „Ende gut, alles gut“.

Eine Idylle hatten wir aber auch noch, als die „Schwarzenburger Postkutsche“, die nun 30 Jahre im Weyermannshaus geraftet hatte, ihre Reklamefahrt für den Spitalbazar in Schwarzenburg durch die Stadt machte. So man die gute alte Postkutschenzeit noch selbst miterlebt hatte, dachte man gerührt an die eventuellen hübschen Nachbarinnen, mit welchen man feinerzeit in der Postkutsche mindestens anzubändeln versuchte und nicht an die steifen Beine, die man sich bei jeder Haltestelle wieder gebrauchsfähig strampeln mußte. Aber auch die Jugend begrüßte das romantische Fuhrwerk mit Begeisterung und nur einige ganz materiell veranlagte Benzinstreber nörgelten über die Verkehrsstockungen, die der alte Kasten verursachte. Aber das war ja gerade das Schönste an der guten alten Zeit, daß man Zeit hatte und sich Zeit lassen konnte und deshalb ist mir auch heute noch das „Badener Spanisch Brödl-Bähnli“ sympathischer als der Rote Pfeil.

Und eine kleine diebische Elster hatten wir auch. Ein 18jähriges Lehrtöchterchen, das im Marzilibad alle intimen Damentoilettegegenstände, die ihr gefielen, mitgehen ließ. Viel der gestohlenen Dingelchen sind noch bei der Polizei und